

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Oldenburgische Blätter. 1817-1848
2 (1818)**

31 (3.8.1818)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-767177](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-767177)

Oldenburgische Blätter.

N^{ro} 31. Montag, den 3. August, 1818.

Grüner Dünger.

Das Düngen mit grüner Saat werden zwar mehrere unserer Landwirthe schon aus Schriften kennen; allein eine Anwendung scheint doch bis jetzt noch nicht davon gemacht zu seyn, ungeachtet es, in Ermangelung des Viehdüngers, eine vortreffliche Aushülfe ist. Daher für diejenigen, welche mit dieser Düngungsart noch nicht bekant sind, hier folgende Bemerkungen darüber.

Der grüne Dünger wird am zweckmäßigsten bey dem sogenannten Güsts pflügen angewandt. Ist das Land im Frühling bis gegen die Mitte des Junius, je nachdem es seiner Festigkeit oder des Unkrauts wegen nöthig war, zwey- oder dreyimal gepflügt: so besäet man es mit Spörgel oder Buchweizen, jedoch lehmiges und thoniges, überhaupt von Natur dichtes, am liebsten mit dem letzteren. Im Elsaß bedient man sich dazu des Rapsamens. Wenn die Frucht in der Blüthe steht, walzet man sie, weil dann ihre Düngkraft am stärksten ist, nieder, pflügt sie unter, und läßt das Land einige Zeit liegen,

damit es sich wieder gehörig lagere. Ist das geschehen, so besäet man es, ohne es vorher noch einmal zu pflügen, mit einer Winterfrucht.

Der Vorwurf, welcher dieser Düngungsart häufig gemacht wird, daß das Land dadurch nicht mehr Kraft wieder bekomme, als es zum Treiben der untergepflügten Frucht verwandt habe, ist ungegründet. Alle Pflanzen ziehen unstreitig auch einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung aus der Luft an sich, und geben daher, wenn sie untergepflügt werden, dem Boden in jedem Fall mehr zurück, als sie von demselben empfangen haben, besonders aber, wenn sie in der Blüthe stehen, wo ihre Hauptkraft, die später in den Samen übergeht, sich noch ganz im Saft befindet. — Sehr nachhaltig kann indessen der grüne Dünger schon seiner Natur nach nicht wirken, weil er seiner Saftigkeit wegen schnell in Fäulniß und gänzliche Auflösung übergeht; aber darum wirkt er für eine Saat desto stärker, und auch dadurch wird, wenn es an anderem Dünger fehlt, schon viel gewonnen.



Daß der Vertilgung des Unkrauts, die man beim Güstpflügen oft mit zur Absicht hat, durch die Besäung des Landes nicht geschadet werde, ist einleuchtend, weil jenes schon durch ein dreymaliges Pflügen vorher größtentheils vernichtet werden kann, und das, was mit der Frucht wieder zum Vorschein kommt, vor dem Unterpflügen derselben nicht zur Reife gelangt.

Der zweite Zweck des Güstpflügens, den Boden locker zu machen, wird durch dies Verfahren mehr befördert, als verhindert. Zwar kann man dabey das Land nicht so oft pflügen, als sonst vielleicht geschehen wäre; allein was dadurch an Auflockerung verloren geht, wird durch das, gleichfalls auflockernde, schnelle Faulen der untergepflügten Saat und ihrer Wurzeln vollkommen wieder ersetzt.

Der dritte Zweck des mehrmaligen Güstpflügens aber, dem Lande durch die, in der Zwischenzeit darauf wachsenden, Kräuter und Gräser Dünger zu geben, wird durch das Unterpflügen einer grünen Saat offenbar ungleich mehr befördert. Hier findet also die Benutzung des grünen Düngers in der That schon Statt, wie wohl mancher vielleicht nie daran gedacht hat; allein jeder, der die Wirkung desselben kennt und beabsichtigt, muß auch gestehen, daß er seinen Zweck in weit höherem Grade erreichen wird, wenn er das Land, nachdem es schon einmal bearbeitet ist,

mit einer passenden Frucht, zum nachherigen Unterpflügen, besäet.

Ohne Zweifel würde diese Düngungsart in der Marsch, wo das Land schon an sich sehr kräftig ist, und darum oft nur ein Auslockerungs- und Reizmittel bedarf, wozu sich diese selbe vorzüglich eignet, von großem Nutzen seyn. Auch pflegt man da in dieser Rücksicht wohl zu sagen, daß es schon hinreiche, wenn man nur bloßes Stroh unterpflügen könne, weil das die Ackerkrume mürbe mache, worauf es hauptsächlich ankomme. Auf jeden Fall aber würde man sich besser dabey stehen, wenn man, in Ermangelung des Viehdüngers, sich dafür des grünen Buchweizens bediente, der da sehr üppig in Stroh wachsen, und um so stärker düngen würde. Zu kostspielig könnte ein solcher grüner Dünger nicht werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Freund des Ackerbaus einen Versuch damit machte.

Auch die Seegräser und Seekräuter geben einen vorzüglich guten grünen Dünger, und werden als solcher von vielen Küstenbewohnern mit großem Vortheil gebraucht. Sie müssen gleichfalls im vollen Saft angewandt werden, weil sie dann sich am schnellsten zersetzen und am stärksten wirken. Sind sie schon abgestorben: so ist es besser, sie erst zur Streu zu gebrauchen, oder mit Viehdünger vermischen, und faulen zu lassen, weil sonst ihre Zer-

sehung, und folglich auch ihre Wirkung, nur sehr langsam erfolgt. Wahrscheinlich wird dies vortreffliche Düngemittel, in mehrern Küstengegenden des Butjadingerlandes, leicht und in

Menge zu haben seyn. Sollte man auch davon noch keinen Gebrauch gemacht haben: so wäre dazu sehr zu rathen.

Ueber Auffahrten und Sterbfälle.

Wenn man bey Durchsicht der Archive und bey dem Studium der Geschichte des Mittelalters findet, daß Gutsherrn ihre Eigenbehörigen oft als Thiere, oder gar als käufliche Waare, behandelten, daß einzelne durch Einsperrung in den spanischen Mantel und sonstige Mißhandlungen dieselben um Gesundheit und Leben brachten, und sie zur Verrichtung von Diensten und Abgaben zwangen, wozu sie nicht schuldig waren: so ist es um so erfreulicher dem Geschichtsforscher und jedem Menschenfreunde, wenn er aus jenen Zeiten auch entgegengesetzte Gesinnungen und Handlungen findet. Dem Einsender sey es erlaubt, ein Beyspiel hievon anzuführen.

So schreibt Fris von Dorgelo im Jahre 1671. zur Nachricht für seine Nachkommen:

1) Von Auffahrten:

„Dann zu wissen, daß ein solches Quantum (für die Auffahrt) kein Gesetz, sondern nach des Gutsherrn Gutdünken und Belieben, und nach deren Leute Vermögen, gefordert werden könne. Ich rathe aber dabey,

„daß man alles zuvor dergestalt überlege und examinire, damit die Leute nicht über die Gebühr oder ihr Vermögen graviret, dadurch ruinirt, oder des Gutsherrn Gewissen ledirt werde.

2) Von Sterbfällen.

„Denn man kann den Sterbfall in natura ziehen, oder nach Belieben des Gutsherrn mit den Leuten davor in's Große handeln. Ich aber habe meo tempore keinen Sterbfall von den Stätten ausgenommen oder gezogen, sondern dieselbe den Leuten plus minus dingen lassen. Denn so man jederzeit bey einem das halbe, und so sie beyde sterben, das ganze Gut wegnähme, wäre solches, meinem Bedünken nach, durum, wodurch dann auch die Stätte ruinirt werden wolte. Man pfleget aber wohl den Sterbfall anschreiben zu lassen, als wenn man denselben ziehen wolte, um sich desto besser darnach reguliren zu können. Man nimmt unter vielen, nach Gelegenheit der Leute, wohl etwa ein Beest, Schwein zc. vorab, ehe man sie dingen läßt; weil die Leute bey solchen Trauerfällen ohne

„dem betrübet und bekümmert, muß man sie ja, so viel immer thunlich, nicht überfallen, noch auf's äußerste „graviren, damit man die Stätte in „gutem Esse erhalte.“

Diesem Friß von Dorgelo fiel die ganz ausgestorbene Gerding's Stätte heim. Er ließ der alten unverehelichten Tochter von der Stätte ein bedeutendes auszahlen, und sie bis zu ihrem Tode unterhalten; und obwohl die Gläubiger in dem gegen die selbe angehobenen Discussion's-Processse nach Verkauf des Mobiliarvermögens vom Gerichte abgewiesen waren, und von dem Gutsherrn nach den Rechten nichts fordern konnten: so zahlte er denselben doch zum Theil selbst ihre Forderungen aus, zum Theil machte er seinem Sohne es

zur Pflicht, sie zu bezahlen; indem er sagt: „Ich sage es hiemit von „mir, damit es mein Sohn wisse, und „ich hernachmals keine Verantwortung „davon haben wolle: darum contentire „mein Sohn die Creditoren oder deren „Erben; si non fecerint, mögen „sie es vor Gott verantworten. Sit „res Conscientiae!“

Der Sohn hat den Willen seines edlen Vaters erfüllt, denn auch er war ein guter Mensch, so wie die meisten dieser Familie.

Möchten solche edle Gesinnungen aus jener rohen Zeit in unserm aufgeklärten und verfeinerten Zeitalter viele Nachfolger haben!

N.

Der Pferdestall.

Leopold giebt in seinem vortreflichen Werke, betitelt: „Agricola, oder Belehrungen über alle Gegenstände der Landwirthschaft aus langjähriger Erfahrung,“ im 2ten Bande S. 152. folgende Beschreibung eines vollkommenen Pferdestalls:

„Was die Lage des Pferdestalles betrifft, so wählet man am liebsten eine solche, die mit den Giebelseiten nach Osten und Westen, mit den Dachseiten nach Süden und Norden südöst. Dadurch wird der Stall vor schar-

fen Ost- und feuchten Süd- und Westwinden gesichert. An Raum rechnet man für jedes Pferd in der Breite 6 Fuß, und soll es im Stande füllen 8 Fuß; in der Länge sind $1\frac{1}{2}$ Fuß zur Krippe, 9 Fuß für das Pferd, und wenigstens 6 Fuß zum Gange hinter dem Pferde, also 16 bis 18 Fuß erforderlich. Kann man etwas mehr geben, desto besser; denn keinem Thiere ist der zu enge Stand schädlicher, als dem Pferde, welches stark ausdünstet, und deshalb vielen Augenkrankheiten unterworfen ist. Am Ende

des Ganges muß Raum vorhanden seyn, für das Pferdegeschirr, so wie für den Futterkasten, für Heu und für das Bett des Knechts. Die niedrigste Höhe des Stalles ist 10 Fuß; wer ihm 12 bis 14 Fuß giebt, sorgt ungerne für die Gesundheit der Pferde, weil alle Dünste in die Höhe ziehen; und um diese abziehen zu lassen, bringt man Dunströhren in dem Deckboden (mit Fallklappen) oder Dunstmühlen in den Fenstern an. Um zu erfahren, ob die Oeffnung dieser Luftzüge nöthig ist, bemerke man nur beim Eintritt in den Stall, ob die vorhandenen Dünste den Augen beschwerlich sind, und findet man dies, so kann man sicher schließen, daß die Oeffnung derselben für die Gesundheit der Pferde durchaus erforderlich sey.

Um Licht in den Stall zu bringen, bringt man in der Wand vor den Köpfen der Pferde Fenster an, aber so hoch, daß ihnen das Licht nicht in die Augen fällt. Zu wenig Licht macht besonders junge Pferde scheu. Gut ist es, wenn die Fenstern mit Schiebern zum Oeffnen und mit einem Drathgitter versehen sind.

Der Fußboden muß abschüssig seyn, und nach hinten mit einer Abflusssrinne oder Gasse versehen, damit alle Feuchtigkeiten abfließen. Als Material nimmt man dazu Flußkiesel, zwischen welche man feinen Kies wirft; diese sind besser, als Ziegelsteine, welche Feuchtigkeit einziehen und leicht

bröckeln, wodurch Vertiefungen entstehen. Man vergesse dabey aber nicht, daß ein steinerner Fußboden sehr kaltet. Auch dielet man den Boden mit tannenen, eichenen oder erlenen 2 Zoll dicken Brettern: dieser Boden kaltet nicht, ist aber kostbar und nicht dauerhaft, auch glitschen die Pferde leicht darauf. Länger als dieser hält ein gebrückter Boden, indem man tannene oder erlene Knüttel, einmal gespalten, in tief geschütteten Kies an einander legt, und fest rammet. Dieser Boden befördert den Abfluß nicht so leicht. Endlich kloßt man den Boden, d. h. man nimmt 2 $\frac{1}{2}$ Fuß lange eichene oder tannene Stämme, rammet sie ein, zwingt sie mit der Schraube an einander, und streuet feinen Kies dazwischen. Ein solcher Boden ist kostbar, soll aber hundert Jahre abhalten und hat alle Eigenschaften, die man wünscht.

Der Deckboden des Stalls muß dicht seyn, und keinen Staub durchlassen. Uebrigens ist es wohl am rathsamsten, ein Gespann paarweise, wie sie zusammen ziehen, zu stellen, und einem Zugpferde keinen einzelnen Stand zu geben. Will man Stände haben, so darf keiner unter 6 Fuß breit, und über 5 Fuß hoch seyn; hat man einen Weiser, so thun zwey angelegte Ketten mehr Dienste, als ein 6 Fuß hoher Stand. Besser als Stände hält man Standbäume, und zwar die ganz: oder halb beweglichen; übrigen müssen sie, so wie die Stände, sehr glatt gehobelt seyn.



Die Krippen hauet man von starken Eichen, oder nimmt $1\frac{1}{2}$ zollige Bretter dazu, und lieber eichene als tannene.

Man rath, die vordere Wand von Buchenholz zu verfertigen, weil dies das Krippenbeißen verhindere. Will man sie deshalb beschlagen, so nehme man schwarzes Blech, suche aber vorher durch andere Mittel die Pferde vor dieser Untugend zu bewahren.

Für die Größe einer Krippe bestimmt man 18 Zoll Breite und 15 Zoll Tiefe. Löcher darin zu bohren, ist nicht so gut, als Ringe daran und in diesen Ketten mit zwey Wirbeln. In Absicht der Höhe bemerkt man, daß die Krippe den Pferden bis vor die Brust reichen müsse, daher Füllen eine niedrigere zukommt, als den Pferden. Die Kause wird etwas hoch angebracht, und wird diese, nach der von einem schwedischen Landmanne erfundenen, so verfertigt, daß die born stehenden Stäbe senkrecht laufen. So fällt den Pferden kein Staub in die Augen; so wie man auf diese Weise

in einem darunter befestigten Kasten allen Heusamen gewinnen kann."

Einem so eingerichteten Pferdestall wird gewiß kein vernünftiger Landmann seinen großen Nutzen absprechen; er wird aber auch die großen Fehler nicht übersehen, welche hier im Lande bey der Stallung der Pferde obwalten. Fast durchgehends stehen die Pferde in den Häusern der hiesigen Landleute an der Dreschdiele, ohne Decke, in Zugluft und Staub. Einzeln findet man einen gepflasterten oder gedieltten Fußboden und Stände oder Standbäume; aber weit häufiger stehen die Pferde auf schmutziger, nasser Streu, unter einem niedrigen Deckboden, und leiden am Hufe und an den Augen. Striegel und Bürste werden selten angewandt; und doch wäre in diesem Falle, wo der Stall nicht abgesondert und gehörig eingerichtet ist, eine zwey- bis dreymalige Reinigung täglich nicht zuviel, bey einem Thiere, welches so edel, nützlich und ein so ergiebiger Quell des Wohlstandes unserer Landleute ist.

Etwas über Mehlthau oder Honigthau.

Ueber die Entstehung des sogenannten Mehl- oder Honigthaus sind beinahe die Naturforscher noch nicht ganz einig. Die meisten nehmen jetzt an, diese Feuchtigkeit entstehe durch eine Krankheit der Gewächse, die viel-

leicht durch plötzliche Veränderung der Luft von Hitze auf Kälte veranlaßt werde. Auf solche franke Pflanzen setzen sich dann, sagt man, Blattläuse und andere Insecten in Menge, durch die süße klebrige Feuchtigkeit angezo-

gen. Andere glauben, er entsche durch die Blattläuse zc. welche den Saft aus den Pflanzen ausaugen, und wieder von sich geben. Die ehemals gewöhnliche, auch noch unter den Landleuten herrschende, Meinung, daß der Mehlthau aus der Luft falle, findet jetzt bey den Naturforschern keinen Beyfall mehr. Dennoch halte ich diese Meinung für die wahre, weil ich (und gewiß manche Gärtner und aufmerksame Landleute mit mir) dies Phänomen oft beobachtet habe. — Man sieht im Sommer nicht selten, oft bey Sonnenschein bey etwas neblichterbezogener Luft, diesen sogenannten Thau aus der hohen Luft wie einen Regen herabfallen. Es sieht aus, als wenn Zwirnsfäden aus der Luft fielen.

Wo dieser Faden: Regen fällt, trifft

er alle Gewächse ohne Unterschied; aber man sieht nachher nicht an allen gleich üble Folgen. Einigen Gewächsen, als Kocken, Erbsen, Türkschen Bohnen, Kirsch- und Pfirsich: Bäumen, ist er schädlich, andern gar nicht; man bemerkt ihn aber an allen in der Nähe stehenden Gewächsen, Bäumen und Stauden. Fällt gleich darauf ein beträchtlicher Regen, so ist der Schaden geringer. Ich habe den Versuch gemacht, und sofort einen Theil eines Erbsenbeetes stark begossen oder vielmehr abgospült. So weit ich gespült hatte, blieb alles in gutem Stande; wo dies aber nicht geschehen war, litten Schoten und Blätter, wurden fleckigt, gelb und gleichsam schimmlicht.

Merkwürdiger Schaf: Verkauf.

Der Schaf: Verkauf zu Pödnitz im Dessauischen, welches der Oberamtmann Nordmann bewirthschaftet, war die interessanteste landwirthschaftliche Erscheinung, die bis dahin in Deutland existirt haben mag. Der Ruf dieses Viehzüchters hatte Männer aus der Gegend von Riga, Danzig, aus Schlesien, Pommern, Mecklenburg und Süddeutschland am 26. und 27. Junius dieses Jahres zu Pödnitz versammelt. Auch Thaer war mit 3 Eleven von Möglin da. Grafen, Barone, Pächter, Gelehrte

und Schriftsteller, Anhänger der verschiedensten Systeme des landwirthschaftlichen Betriebes, waren dort versammelt, und dahin einverstanden, daß es für die Viehzucht nichts gleiches in Deutschland gebe. Das theuerste Schaf, eine Erstlings: Zibbe, wurde mit 100 Rthlr. bezahlt. Die übrigen (sämmlich ausgemärzte, d. h. von einem Nordmann ausgemärzte Mutterchafe) wurden das Stück von 5 zu 14 Louisd'ors verkauft, so daß in 1½ Stunde für 324 Stück Schafe 16,674 Rthlr. in Pistolen zu 5 Rthlr.



baar auf dem Tische lagen. Thaer sagte mehrmals ganz begeistert: dies ist der größte Triumph eines langjährigen, weisen und thätigen landwirth-

schaftlichen Betriebes, den ein Mann erleben kann. (Aus dem Hamb. Corresp. vom 18. Jul. 1818.)

Rechnungs-Aufgaben.

1. Wie groß muß das Capital seyn, das zu 4 Procent Interesse auf Interesse gerechnet, auf 11 Jahre jährlich eine Rente von 5000 Rthlr. sichert?
2. Es will jemand von 43,800

Rthlr. Capital auf 11 Jahre zu 4 Procent Interesse auf Interesse gerechnet eine jährliche gleiche Einnahme haben; wie viel wird diese allemal nach Verlauf von einem Jahre betragen?

Die Schnupstücher.

Als Napoleon am 20. März 1815. seinen Einzug in Paris hielt, brach der Pöbel in den gewohnten Ruf vive l'Empereur! aus. Bonaparte bemerkte gegen Fouché, der ihn begleitete, daß er keine Schnupstücher wehen

sehe, was doch beim Einzuge Ludwigs 18. der Fall gewesen sey. Fouché antwortete: Sire, die Leute da, die vive l'Empereur rufen, führen keine Schnupstücher.

Das höfliche Echo.

Man sprach in einer Gesellschaft von berühmten Echo's, die mehrere Worte mehrmals wiederholen. — „Und auf meinem Gute“, sagte der Graf von

„da habe ich ein Echo, wenn ich dem zurufe: Echo! so ruft es ganz deutlich zurück: Was befehlen Ew. Excellenz?“